

ERHARD SCHERNER

## »Junger Etrusker erteilt Unterricht«

Eine Erinnerung an Alfred Kurella (1895-1975)

Worüber ich hier berichten kann – erste Begegnungen mit Alfred Kurella, etwas später eine vierjährige Zusammenarbeit mit ihm –, liegt ein halbes Jahrhundert zurück. Die Zeitumstände, in denen sich Land und Leute befanden, waren nach dem Hitlerkrieg wenig anheimelnd, die Suche nach einem neuen Weg schwierig. Die alte, die bürgerliche Gesellschaft war stärker als erwartet. Es gab Irrtum und Enttäuschung im Kampf. Und doch war Hoffnung auf ein durch eigene Anstrengung erreichbares besseres Leben. Mein Protagonist, dessen bin ich überzeugt, handelte ehrlichen, manchmal verzweifelten Herzens.

### *Erste Begegnungen*

Den Namen Alfred Kurella kannte ich vor dessen Rückkehr aus der Emigration in der Sowjetunion (1954). Ein paar Schriften aus seiner Feder hatte ich gelesen, einige Nachdichtungen, auch Übersetzungen von Texten der russischen demokratischen Denker, die Reportage »Ich lebe in Moskau« (1947). Mein Germanistikstudium bei Prof. Hans Mayer hatte ich an der Karl-Marx-Universität Leipzig absolviert (1953) – »Wissenschaftlicher Mitarbeiter im Deutschen Schriftstellerverband« (DSV) war nach dem Studium meine erste Anstellung. Von den »Spätheimkehrern« aus Rußland hatten wir eben die Lyrikerin Berta Lask (ein liebes kränkliches Persönchen) in Berlin begrüßt – mit Alfred Kurella kam eine Persönlichkeit von knapp 60, die sich nach über zwanzigjähriger Abwesenheit mit Kräften wieder in die deutschen Dinge einzubringen gewillt war. Das wurde mir Anfang Juli 1954 bei der Wartburgtagung der Schriftsteller deutlich, die der Deutsche Schriftstellerverband ausrichtete. Naturgemäß waren Erich Arendt, Stephan Hermlin, Georg Maurer der Öffentlichkeit bekannter als der »Neuling«, aber nun argumentierte in Gesprächsrunden jemand, Sprechschwierigkeiten niederkämpfend, der den Kollegen aus Ost und West Authentisches über die NEUE WELT vorzutragen verstand – und zwar ausdrücklich als Kultur Europas.

Kurz danach, in seinem Haus und Garten in Berlin-Pankow, erlebte ich, wie man sich nach russischer Sitte am Sonntag gesellt: offen, jeder willkommen, zwanglos auf grünem Rasen. Lernte dabei auch seine aus Eisenberg stammende Gattin, eine Kinderärztin, als freundliche stille Gastgeberin kennen. War Willi Bredel dabei? An Erich Arendt, Peter Huchel, auch eine junge westdeutsche Schönheit, die Lyrikerin Elsa Hupe, erinnere ich mich genau.

Nur die Älteren, vertraut mit den Zeiten der großen Piscator-Inszenierungen, der MASCH etc. mochten sich an Kurella als Deutschen,

Erhard Scherner – Jg. 1929, Dr. phil., Germanist, Autor, Lyriker; lebt in Schöneiche bei Berlin.

Anmerkung:  
Zu diesem Rückblick, so flüchtig er ausfallen mag, bin ich von Cristina Fischer und Professor Dr. Horst Haase ermuntert worden. Prof. Dr. Karl-Siegbert Rehberg danke ich für seine Fragen, Prof. Dr. Dieter Schiller für die Auskünfte, die er abgefordert, Probleme, die er aufgeworfen hat.

als kommunistischen Propagandisten ohnehin, erinnern – jetzt war er jener, der spät aus Rußland gekommen war. Merkwürdig, den Russen war er noch 1941 spezifisch »französisch« vorgekommen. So der Moskauer Orientalist Prof. Josef Samuilowitsch Braginski, als Alfred Kurella bei der antifaschistischen Agitationsarbeit über die Front hinweg der VII. Abteilung der Politischen Hauptverwaltung der Roten Armee (Gruppe Burzew) zugeordnet wurde. Braginski, zehn Jahre jünger als Kurella, der unmittelbare Vorgesetzte.

Eine Vortragsreise führte Alfred Kurella (etwa 1955) durch einige westdeutsche Städte, wo er den Zuhörern der so gut wie verbotenen »Gesellschaft zum Studium der Kultur der Sowjetunion« von den Völkern im Kaukasus berichtete. In Hannover stieß ich dazu und erlebte, wie gespannt das Publikum seinen Ausführungen folgte. Dann entschwand er weitgehend aus meinem Blickfeld bei seiner Aufgabe, in Leipzig nach dem Beispiel des Moskauer »Gorki-Instituts« ein »Institut für Literatur« für angehende Schriftsteller einzurichten und zu leiten – ich nahm Mitte August 1956 meine Arbeit im »Verlag für fremdsprachige Literatur« in Peking auf. Nach Ablauf der zwei Jahre wurde mir Ende Oktober 58 in Berlin überraschend angetragen, bei Alfred Kurella als »persönlicher Referent«, was immer das bedeutete, zu arbeiten. Woher der Vorschlag kam, habe ich erst jetzt von Sonja Kurella erfahren: Er selbst habe diesen Entschluß getroffen, weil er einen Externen, keinen Funktionär aus dem Apparat, direkt bei sich haben wollte. Die üblichen Überprüfungen zogen sich über Wochen hin. Fast mittellos, wie ich aus China zurückgekehrt war, suchte ich in Wohnungsnähe Arbeit und fand sie auf Anhieb im VEB Luftfilterbau, Ostseestraße, als Hilfsschlosser. Am 15. Januar 1959 konnte ich die nunmehr beschlossene Arbeit im Karl-Liebknecht-Haus aufnehmen. Ich folgte dabei Dr. Manfred Häckel, die Gründe für seine Ablösung sind mir unbekannt.

Mir fehlten Voraussetzungen, Alfred Kurella eine starke Hilfe zu sein, nicht nur zwei kulturpolitisch schwierige Jahre in der DDR (1957/1958). An gutem Willen mangelte es nicht, aber ich hatte keine Erfahrungen im Staats- und, wohl noch wichtiger, im Parteiapparat aufzuweisen, noch hatte ich, auf welcher Ebene auch immer, eine Parteischnule absolviert. Professor Kurella, inzwischen ein Mann von 63 Jahren, begegnete dem grad Dreißigjährigen als ausgesprochen weiterfahren, komintern erfahren, als Kulturpolitiker, delikater Kunstfreund, als Polyhistor und (mit Kenntnis, großenteils Beherrschung, eines Dutzend von Sprachen) geradezu als Sprachgenie.

Meine Skrupel wußte er wortreich zu zerstreuen. So sei er 1924 in Moskau von Dimitri S. Manuilski, Mitglied des Präsidiums des EKKI, einbestellt worden, der ihm eröffnete, er habe binnen zehn Tagen nach Frankreich zu reisen, um Direktor der Parteischnule der KP Frankreichs zu werden. Er, Kurella, habe zu widersprechen gesucht und darauf verwiesen, daß er sich grad selber für eine weiterführende Parteischnule beworben habe ... Manuilski entgegnete: »Wir wissen schon, was Sie wissen.« Und Genosse Kurella übernahm die Parteischnule in Paris. Unter den Kurssteilnehmern und im Umkreis dieser Bildungsstätte lernte er bedeutende Persönlichkeiten Frankreichs kennen, Politiker wie Jacques Duclos oder Schriftsteller wie Aragon und andere Künstler. Erzählte, tröstend, auch eine Anekdote über seinen Vater:

Der habe als junger Mann beschlossen, Etruskisch zu lernen, aber niemand vermochte es ihm beizubringen. So habe er eine Annonce in die Zeitung gesetzt: »Junger Etrusker erteilt Unterricht.« Es meldeten sich drei Enthusiasten. Sie bildeten einen Zirkel, und siehe ... Gefördert werde man durch Selbermachen, man lerne am besten durch Lehren. Das war hübsch erzählt, aber die Überforderung blieb. Ich habe in meinem Leben oft nach der Devise verfahren müssen: »Junger Etrusker erteilt Unterricht«. Aber Alfred Kurella, vermutlich, ging es ähnlich.

### *Im Großen Haus*

Flüchtig wurde ich in die Arbeit seines Sekretariats eingeführt, zu dem noch eine Schreibkraft gehörte, bereitete die Tagespresse auf, darunter, von der »Westpresse«, die FAZ, Die Welt, Die Süddeutsche Zeitung, auch die Hamburger ZEIT. Konnte ermessen, welche Brisanz (für beide Seiten) damals in dem Angebot der DDR-Regierung liegen mochte, die FAZ, die Süddeutsche und DIE ZEIT wie NEUES DEUTSCHLAND, BERLINER ZEITUNG und WOCHENPOST in beiden deutschen Staaten an den Kiosken zu vertreiben. Konrad Adenauers Ablehnung erfolgte prompt, wie er manch anderen vernünftigen Vorschlag des *Dogmatikers* Walter Ulbricht zurückwies.

Auftragsgemäß und hoffnungsvoll jagte ich bei den einschlägigen Stahlwerken telefonisch einem von den Nazis in Marienbad geraubten Goethe-Denkmal nach (das wir noch unter Schrottbergen zu finden hoffen), um es der ČSSR rückzuerstatten. Offenbar war es noch im Krieg eingeschmolzen worden. – Ich übernahm redaktionelle Arbeit. Damals sah Alfred Kurella den zur Übergabe an das Bulgarische Parteiarchiv bestimmten Bericht vom Reichtagsbrand-Prozeß in Leipzig durch, den Georgi Dimitroff ihm, seinem in Moskau zugeteilten Sekretär, 1934 diktiert hatte. (Dazumal waren zwei Versionen entstanden: in der ersten und in der dritten Person Singular.)

Ich war nun also Sekretär des vormaligen Sekretärs von Georgi Dimitroff. Die Möglichkeit, Einfluß auf den Gang der Dinge zu nehmen, bestand nicht oft. War ich undogmatischer als die Leitungen über mir? Wie das! Ohnehin waren meine Vorstellungen von einem Parteiarbeiter recht romantisch: Ich suchte in den Augen der Revolutionäre, sprich Kommunisten, jene spezifischen Funken aufblitzen zu sehen, wie es Anna Seghers in ihren Erzählungen mehrfach beschrieben hatte. Ich traf auf Menschen, mit Vorzügen, mit Schwächen.

Im Sekretariat Kurella, und damit die einzig Besoldeten in der »Kulturkommission beim Politbüro des ZK der SED«, waren wir mit dem Chef also drei. Das mag Alfred Kurella selbst ein wenig merkwürdig vorgekommen sein. Ich erinnere mich seines Briefes vom Jahresende 1962 an den jungen Dichter und Studenten Volker Braun, in dem es heißt, daß einige seiner allerengsten Arbeitskollegen wie er selber von den Gedichten berührt seien. Der »engste Kreis« war nun wirklich nicht groß. Aber Kurella, ein letzten Endes kunstverständiger Mensch, schätzte die Arbeiten des jungen Volker Braun und suchte ihm nach seinen Möglichkeiten zu helfen. Sehr weit reichten sie nicht.

Seine politischen Reden, kulturpolitischen Konzeptionen, Ausarbeitungen, Briefe an Künstler und andere Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens besorgte Alfred Kurella grundsätzlich allein – da unter-

schied er sich von den meisten Mitgliedern des SED-Politbüros. Mir gab es Luft, eigene Dinge zu verfolgen, zu publizieren, zu texten, nachzudichten, sogar eine Weile Chinesisch-Unterricht an der Humboldt-Universität zu nehmen. Eine trügerische Ruhe, denn die politische Situation, die kulturpolitische zumal, gestaltete sich bald hektisch.

Einstmals als Emissär der Komintern in Frankreich und Italien hatte Alfred Kurella die Umgestaltung dieser kommunistischen Parteien zu Parteien Leninschen Typus' verfolgt. Nun stand andere theoretische und praktische Arbeit an. Wie der in Leipzig lehrende französische Historiker Auguste Cornu hatte Alfred Kurella schon zeitig auf die Bedeutung der lange unterschätzten oder wenig beachteten Frühschriften von Karl Marx, der »Ökonomisch-philosophischen Manuskripte« und der »Grundrisse der Kritik der Politischen Ökonomie« hingewiesen, die inzwischen zunehmend Zuspruch fanden (Wolfgang Heise, Hans Koch u. a.). Nun sah er es als eine wichtige Aufgabe an, Lenins Erkenntnisse über Kunst und Kultur zusammen zu tragen und an Künstler und Volk zu vermitteln. Es gelte, das gesamte Erbe, das die Menschheit im Verlauf der Jahrtausende erworben hat, aufzugreifen, kritisch natürlich, und fortzuentwickeln. Das Konzept einer »Gebildeten Nation« (zugleich und wohl nicht zufällig Titel der wöchentlichen Kulturbeilage des NEUEN DEUTSCHLAND) lag ihm nahe – darin war er dem im Oktober 1958 verstorbenen Dichter und Kulturpolitiker Johannes R. Becher nicht unähnlich.

Bertolt Brecht lag Alfred Kurella (wie wohl den meisten der »Moskowiter«) nicht. Schon frühe Rezensionen zeigen Distanz. Letztlich war Brecht als ein bedeutender verbündeter bürgerlicher Künstler angesehen, dem seine Klasse nicht gefiel – nicht als Kommunist. Es gab auch eine scharfe Polemik Kurellas gegen den sowjetischen Literaturwissenschaftler Ilja M. Fradkin, vormals Kulturoffizier der SMAD, der als einer der ersten Brecht für umfangreiche Veröffentlichungen in der Sowjetunion empfohlen hatte und nun mit seinen Thesen in der DDR publizistisch auftrat. Kurellas Vorbehalte gegenüber Brecht spürte ich immer wieder einmal, so wenn er meinte, er habe, wie die Rahmenhandlung zu seinem »Kreidekreis« zeige, keine Ahnung von den Kaukasusvölkern. Jedenfalls wies diese Animosität auf lang zurückliegenden Streit. So lese ich, von Brecht nachgelassen, ein Gedicht, in dem der emigrierte Augsburgsburger, etwa 1935, »Unsern ältesten Linienbold« ironisiert.

Kurellas Ansprachen, auch Schriften (»Der Mensch als Schöpfer seiner selbst«, »Das Eigene und das Fremde«), regten an und erzeugten Widerspruch. Ihn freute jedes Echo, besonders eins von weither, so das Eintreffen eines Belegexemplars der japanischen Ausgabe von »Das Eigene und das Fremde«. Mich faszinierte seine Überzeugung, daß in jedem Menschen künstlerische Talente und Fähigkeiten schlummern, die die Gesellschaft und jeder auch selbst freizusetzen habe.

Nicht alle Freisetzungsmöglichkeiten mochte er: Bekannt ist, daß er, der als junger Maler den rheinischen Expressionisten nahestand, unter dem Pseudonym Bernhard Ziegler in der Sowjetunion (zusammen mit Georg Lukacz) die unglückliche Expressionismus-Debatte ausgelöst hatte. Wie spätere Artikel zeigen, hat er seine Ansichten dazu kaum

geändert. Ein Gespräch über diesen Streit hat es mit ihm in den hier reflektierten vier Jahren nicht gegeben.

Sein großes Pensum, die immense Arbeitsintensität des so viele Jahre älteren Mannes bewunderte ich. 1968 promovierte er auch noch an der Universität Jena zum Dr. phil. Er wußte sich als Professor, als Politiker auf der großen Bühne zu bewegen, ebenso wie er vormals, scheinbar mühelos, mit einfachsten Lebensumständen zurecht zu kommen verstand, so in der Abgeschiedenheit des Bergdorfes Pskhu in Abchasien (1946-49). Wenn er später einmal, von viel jüngeren Genossen nach Grunderfahrungen seines revolutionären Lebens gefragt, antwortete: »Das Wichtigste ist, aufstehen zu lernen«, so war damit nicht Lenins Lehre von der »Kunst des Aufstands« gemeint (auf die er an anderer Stelle durchaus zu sprechen kam), sondern die persönliche Erfahrung, nach Absturz und Niederlage sich neu zu sammeln und weiter zu kämpfen.

Ich glaube, er wollte mir Dinge und Verhaltensweisen begreiflich machen, die ein Berufsrevolutionär (und das waren wir ja nun beide) wissen muß. Selbst Erfahrungen der Illegalität, die er noch stets beherzigte, schienen ihm wichtig, mir zu vermitteln. Wenn man z. B. eine Unterschrift leistet, sei es ratsam, mit dem ersten Buchstaben mißdeutbar zu sein – schon werde man in der falschen Spalte gesucht ... Es mußte mir mißlingen, ihm für eine Tagung im Berliner Schriftstellerverband den geeigneten Sitzplatz freizuhalten. Ich überlegte: die vordere Mitte des Saales? Weit gefehlt. Bei jeder Platzwahl beachte man Fenster und Ausgänge. Das Wichtigste: Der Rücken muß frei sein!

Manches nahm ich beiläufig auf, manchmal ganz indirekt. So erschloß mir Kurellas in Frankreich spielender Roman »Kleiner Stein im großen Spiel« von 1939/41 (1961 gedruckt) die Einsicht, daß die Gruppe der Emigranten nicht unbedingt eine hehre Phalanx, sondern eine Schar durch Umstände außer Landes getriebener Menschen war, die in der Fremde auch ihre alten Konflikte austrug. Das galt freilich ebenso für die Emigranten in der Sowjetunion. Aber darüber erfuhr ich kaum etwas. Über Lenin sprach Kurella gern, über Bucharin, Trotzki gelegentlich – die Partearbeit in Frankreich spielte in den »nicht-dienstlichen« Gesprächen vergleichsweise eine viel größere Rolle. Zunehmend die Jugenderinnerungen – Bildungserfahrungen in einem gutbürgerlichen Arzthaushalt zu Bonn, frühe Jugendbewegung, das Wandervogel-Treffen auf der Basaltkuppe des Hohen Meißners (Okt. 1913), Folkwang, illegale Antikriegsarbeit in Dresden 1918. Zu letzterem ließ es sich Minister Mielke nicht nehmen, die frisch aufgefundenen Dokumente aus den Faszikeln der kaiserlichen Polizei persönlich zu überreichen, ein Geburtstagsgeschenk.

Emotional hing Alfred Kurella sehr an diesen jugendbewegten Zeiten, an vormaligen Anregern wie Gustav Wyneken, Mitstreitern wie Carl Diez etc. Ich hatte schließlich einen Chef, der auch bei Touren über Land, begleitet von den zwei Leuten von der Sicherheit, urplötzlich Lieder aus dem alten »Zupfgeigenhansl« anstimmte. Ich kannte diese Lieder auch und sang mit. In der heiteren Laune eines Sommerfestes merkte Otto Gotsche, Sekretär Walter Ulbrichts, im Vorübergehen an: »Alfred, ich glaube, daß du zeitlebens ein Wandervogel geblieben bist«. Das stimmte, aber eben nur zum Teil. Kurella war

schließlich der Mann, der 1919 illegaler Kurier der gerade gegründeten KPD zu Lenin war, der Anfang der zwanziger Jahre in Frankreich das Stalin-Buch von Henri Barbusse mindestens redigierte, der als Reporter das faschistische Italien unter die Lupe nahm (»Mussolini ohne Maske«, 1931) usw. 1958 aber, zum Tode von Johannes R. Becher, ist er, nach gestrengen Vorgaben Walter Ulbrichts, Ghostwriter für die Rede »Der größte deutsche Dichter der neuesten Zeit«, was Becher postum noch schaden mußte. Und war Berufsrevolutionär in jenem Komintern-Verständnis, wie es sich in der Stalin-Ära herausgebildet hatte.

Lebenshinweise für den deutlich Jüngeren reichten von der Gesundheit des Tomatensaftes (ich, aus China kommend, hatte zuvor nie ein Glas davon getrunken) bis zur Empfehlung von Büchern, französischen, italienischen, Lampedusa z. B., kaukasischen. Die Anpreisungen vielfältig, nie eng. So machte er mir Stefan Georges Gedichtband »Das Jahr der Seele«, Band 4 der kostbaren Gesamtausgabe von 1928, zum Geschenk, mit der Widmung: *E. Scherner – zum Geburtstag 61, um eine Lücke in seiner Bücherei deutscher Lyrik schließen zu helfen*, Unterschrift. (Und da stehen dann Abkürzung des Vornamens und Name in einem – Akurella. Für Spürhunde also Spalte A).

Im Sommer 1961 nahm er mich auf Dienstreise nach Moskau mit. Vordringlich ging es um die Heimkehr des Dirigenten Kurt Sanderling, der in der DDR erwartet wurde. Da begegneten sich zwei, die sich kannten und sofort vertrauensvoll miteinander sprachen, wie sich die künftige Arbeit des Dirigenten in der DDR gestalten könnte. Aus seiner sowjetischen Erfahrung wußte Alfred Kurella, daß ein in Leningrad noch so angesehener Meister dort als Deutscher schwerlich die Chefposition erringen könnte. Prof. Sanderling wünschte sich, und das war berührend, kein gemachtes Nest, sondern seine Arbeit in der neuen Heimat »von unten auf« anzupacken. – Ein Höflichkeitsbesuch fand bei der sowjetischen Ministerin für Kultur, Jekaterina A. Furzewa statt, die sich mir, von den Protokollen der sowjetischen Parteitage her, als statistikbesessene Federfuchserin eingepreßt hatte. Auch diesmal ging es kaum um kulturelle Entwicklungen in den zwei verbündeten Staaten, auch waren die Zahlen der Flüchtlinge, die täglich über die offene Grenze die DDR verließen, zu ärgerlich. Kurella argumentierte lebhaft, einen frischen Leitartikel der FAZ in den Händen schwenkend. – Die Stadtführung durch das ihm vertraute Moskau übernahm er selbst. Er wies auf Orte einstiger Tätigkeit, so eine orthodoxe Kathedrale, die als Quartier der »Bibliographischen Abteilung der Staatsbibliothek für Auslandsliteratur« den Zerstörungswahn der frühen Sowjetjahre überstanden hatte. Hier besuchten wir Frau Margarita Rudomino, Kurellas vormalige Chefin. Die Kathedrale war das zeitweilige Refugium seiner Strafversetzung. Einer Fete wegen. Was war damals passiert? Zum XV. Jahrestag der 1919 in Berlin gegründeten Kommunistischen Jugendinternationale (KJI) hatte die aktuelle Komsovol-Führung Alfred Kurella und andere Mitbegründer irgendwo im Parkett plaziert. Mit Erstaunen blickten sie auf das Präsidium: »Alles neue, unbekannte Leute!« Irgendwann entschied Walja, Kurellas damalige Frau, eine beherzte (ich lernte das später schätzen) wie lustige Russin: »Machen wir doch unsere eigene Feier!«, und lud zu einem *Prasdnik* daheim. Das wurde umgehend als »parteischädigende Zu-

sammenkunft«, sprich »Fraktionsbildung«, interpretiert, mit Rüge und Ausschluß aus dem KI-Apparat. Für Alfred Kurella ein vergleichsweise glimpflicher Ausgang – Genosse Fritz Globig aus dieser Runde hat mit langjähriger Haft in Sibirien teurer bezahlt. – Ehe sich Alfred Kurella von mir und seinem Personenschutz für diesen Tag verabschiedete – ein Besuch bei Walja war nun wirklich Privatsache –, riet er mir nachdrücklich ab, Bauwerke zu knipsen: »Die sind schon oft und gewiß viel besser fotografiert worden als dir das möglich ist. Die Menschen mußt du sehen, ihnen mußt du ins Gesicht blicken ...«.

Bei diesen Wegen wirkte er jung und sportlich. Das bekamen die obligatorischen Begleiter, junge trainierte Männer, zu spüren, wenn er ihnen beim Klettern im Gebirge nicht selten ein Stück voraus war. In den Kaukasus, wiewohl dort seine langjährige Ehefrau, die Ärztin, tragisch verunglückt war, zog es ihn immer wieder, manchmal auch mit einem Künstler aus der DDR (so Werner Tübke). Aber eh solch ein Jahresurlaub unter Dach und Fach war, d. h. genau terminiert und (von der Parteiführung) bestätigt, blieb eine nicht sonst erklärbare Unruhe in ihm. Alfred K. hatte inzwischen die Tochter des von den Nazis ermordeten Leipziger Widerstandskämpfers Georg Schwarz, Sonja, geheiratet und erlebte nochmals Vaterfreuden.

Nach und nach lernte ich Alfred Kurellas Vorlieben für Künste und Künstler, für sinfonische Konzerte und Opern kennen. Er folgte Einladungen zu Ausstellungen und Atelierbesuchen und wich Konfrontationen nicht aus. Mich freute, wie er zu seinen alten Kampfgefährten aus gemeinsamem Kriegererlebnis stand, den Moskauer Professoren Braginski und Janzen. Er unterstützte Arbeitsbesuche in die DDR, so zum Beispiel für Prof. Nikolai Franzewitsch Janzen zu dessen berühmten freien philosophischen Vorträgen, wie sie einstmals deutsche Kriegsgefangene in der Sowjetunion, dann Zuhörer in Nachkriegsdeutschland (1947/48), später die Studenten am Leipziger Literaturinstitut, erlebt und nicht mehr vergessen haben. Walter Ulbricht hatte diesen Aktivitäten nochmals zugestimmt, murmelnd: »Einmal muß Schluß sein.«

Ich profitierte von Alfred Kurellas Erfahrungen als Übersetzer, seinen Disputen mit bildenden Künstlern, unter denen es langjährige Freunde und Partner im Streit gab (so Werner Tübke). Seine Anekdoten und Schnurren, auch taufrische Witze, aus den Bruderländern oder von der Parteiführung mitgebracht, waren geistvoll über den Anlaß hinaus. Wenn er einen Einfall hatte, so zu einem Filmmotiv, sprach er ihn, bei guter Laune, umgehend aus, suchte ihn auch produktiv zu machen. – Kurella war Kulturphilosoph mit vielseitigem Interesse. Er dachte, geschätsweise, über den hebräisch (von rechts nach links) lesenden Rembrandt nach und die mögliche Auswirkung auf dessen Malperspektive. Die Erfindung des Ziegelsteins interessierte ihn – und wie lange es brauchte, bis sich daraus Kunst entfaltete. »Und wir fangen mit der Platte gerade erst zu bauen an ...«. – Ein Grübler zu sein, hätte er nicht abgestritten. Wer sonst als er hätte mich gefragt, was wohl die Ursäule der Menschen war? Im Kaukasus habe er sie gesehen: ein kräftiger Baumstamm, der das ganze Haus trägt.

Ich glaube, daß sich zwischen Alfred Kurella und mir im Lauf der Jahre ein gewisses Vertrauensverhältnis herausbildete, das freilich Grenzen hatte: Staatsgeheimnis blieb Staatsgeheimnis, klar. Doch so

einen hat man nur einmal zum Chef. Als mich überraschend das ND, für das ich öfter schrieb, anforderte, fest in die Kulturredaktion einzutreten, murmelte er, ehe er es sich dann anders überlegte: »Vielleicht gar nicht schlecht – da haben wir dann einen Mann drin!« Das war schon absonderlich, denn das NEUE DEUTSCHLAND war dazumal das Zentralorgan der Partei und speziell ihrer Führung.

Den einen galt Kurella als anstrengender, aber guter Redner, schlagfertig, geistvoll. Wer über die gelegentlichen Sprachstörungen hinweg zu hören verstand, lernte in ihm einen Denkanstöße gebenden Menschen kennen, der sich innerhalb der freien Rede zu entfalten wußte. Dabei erfrischte (oder betrübte) er seine Zuhörer durch Unerwartetes. Deutlich erinnere ich mich einer Feier für die Mitarbeiterinnen des ZK und verdiente Frauen der Republik, die traditionsgemäß am 8. März mit einem Bankett geehrt wurden. Kurella war dran (oder sprang ein), die Festansprache zu halten. Sie begeisterte die Frauen so, daß hinterher viel Gutes darüber zu hören war. Er habe die Rätsselfrage gestellt, wer am Morgen auf vier, am Mittag auf zwei und am Abend auf drei Beinen laufe ... Niemand habe das zuvor im ZK gefragt. Wie ich Alfred Kurellas Arbeitsweise kenne, mag auf dem flüchtigen Spickzettel nur das Wort Sphinx gestanden haben. (Auch für mich war er manchmal ein Sphinx.) – Einmal hatte Alfred Kurella das Eröffnungsreferat auf dem Kongreß der Architekten übernommen. Ich erinnere mich an Details, weil ich den Text vor den Versammelten verlesen mußte (er hatte wegen einer bevorstehenden Italienreise einen unvorhergesehenen Termin im Konsulat in Westberlin). Mochte man im Saal deshalb enttäuscht gewesen sein, stellte sich angesichts der auch sehr persönlichen Bemerkungen gegen (auch farbliche) Eintönigkeit, gegen Verwechselbarkeit der Bauwerke usw. rasch große Aufmerksamkeit ein. Kurella schilderte den Genuß eines Menschen, der sich im Urlaub einer Unregelmäßigkeit, einer angeschragten Mansardenstube, erfreue – und das zu einer Zeit, da die Architekten zunehmend gehalten waren, rationell und vor allem schnell und billig zu bauen. Ich lernte, wie gut und nützlich, auch anhörbar eine Ansprache sein kann, wenn sie ein wenig außerhalb der vorgegebenen Normen verläuft. Wenn man sich indes nicht darauf einließ, Alfred Kurellas Gedanken zu folgen, konnte der Vortrag dröge und kompliziert wirken, na, halt eine Rede von »Kulturella«.

Ich war, wie gesagt, im Amt lange ziemlich unbedarft. Als Kurella z. B. 1960 einen Brief von Helene Weigel erhielt, mit dem die Prinzipalin zu einer der sehr lustigen »Flinz«-Proben einlud und ein Treffen mit einem Agenten (!) in Zürich erwähnte, sah der Chef mein besorgtes Gesicht – und lachte meine Bedenken fort.

Alfred Kurella zu widersprechen war mir möglich, wiewohl mir Genossen beizubringen suchten, einem Kandidaten des Politbüros widerspreche man nicht. Aber im Falle von Voreingenommenheit, »ungutem Gefühl« einem X. oder Y. gegenüber, war ein Einwand meist aussichtslos. Vorurteil begünstigte Fehleinschätzung. So wurde der Leipziger Maler Heinrich Witz, ich vermute der großen Geste wegen in manchen seiner Bilder, in seinem Talent von Alfred Kurella überschätzt und bedeutenderen Künstlern vorgezogen. – Georg Knepler war ihm in seinen kulturtheoretischen Überlegungen »zu verknepelt«. – Kurella hatte Vorbehalte gegenüber Germanisten und Bal-



lettänzern – und ich war froh, nur in eine dieser beiden Kategorien zu fallen.

Ohne Zweifel waren Alfred Kurella Feinabstimmungen (in taktischen, womöglich konzeptionellen Fragen) mit Walter Ulbricht wichtig. Mitschrift oder Essenz solcher Gespräche trug er sorgfältig in seine mit WU beschriftete Kladde ein. Umgekehrt schätzte Ulbricht seinen Rat zu spezifischen, wohl auch philosophischen Fragen. Es wäre gescheit, einmal sachlich, modern gesagt cool, zur Kenntnis zu nehmen, daß dieser sture Walter Ulbricht, Widerpart eines keineswegs minder sturen Adenauer, ein Politiker von Format war, der in schwieriger Zeit deutsche Interessen vertrat. Ulbricht hatte ein persönliches Verhältnis zur Kultur, suchte es auch zu Künstlern. Aber es gab Hemmnisse, auch Entgleisungen, offenbar gespeist aus Unverständnis oder ungenügendem Vertrauen. Das Bild, das ich mir von ihm machen konnte, war vor allem davon bestimmt: Dieser Mann ist überzeugt: ohne Künste, ohne Beteiligung breiter Massen an der Kultur, ist eine sozialistische Gesellschaft nicht zu errichten. Er hat es in spontanen Äußerungen, auch am Schluß von ZK-Tagungen ganz anderer Thematik, mit Verve vorgetragen. Und hat dafür gesorgt, daß entsprechende Mittel für Theaterbauten, Konzertsäle, Orchester, Bibliotheken bereitgestellt wurden. Reformen, die einen Kahlschlag für viele Kultureinrichtungen bedeuten, wären mit ihm nicht zu machen gewesen.

Ein Ergebnis, das in der Gesellschaft der DDR eine tragische Zuspitzung erfahren sollte, bleibe nicht unerwähnt: Stephan Hermlins Lesung junger Lyrik am 11. Dezember 1963 in der Akademie der Künste besuchte ich aus freien Stücken, also ohne Auftrag (was ich auszulöffeln hatte, hatte ich mir meist selber eingebrockt). Die knisternde Spannung im Saal, Lust und Unlust mancher Texte veranlaßten mich, in der Diskussion als Zuhörer Zustimmendes wie Kritisches vorzubringen. Am nächsten Morgen im Großen Haus: Alfred Kurella kommt von einer Sitzung (Begegnung mit Walter Ulbricht?) und verlangt, einen Informationsbericht in der Hand, nach dem Gedicht von Wolf Biermann: »Tritt ab, alter Genosse!«. Ich sage, überzeugt, ein solches Gedicht ist nicht rezitiert worden. Kurella besteht darauf. Ich bringe ihm schließlich den in der Akademie verlesenen Text »An die alten Genossen«, der mit der Strophe endet:

Geduld

Geduld ist mir die Hure der Feigheit  
Mit der Faulheit steht sie auf du und du  
Dem Verbrechen bereitet sie das Bett.  
Euch aber ziert Geduld.  
Setzt eurem Werk ein gutes Ende,  
Indem ihr uns  
Den neuen Anfang laßt!

Er aber verlangt ärgerlich weiter nach dem anderen Gedicht, das es soo nie gab.

*Arbeitsweise einer Kommission*

Über die Arbeit der Kulturkommission beim Politbüro kann ich, ohne die Unterlagen neu einzusehen, wenig sagen, über ihre Vor- und Grün-

dingungsgeschichte weiß ich nichts aus eigener Erfahrung. Doch gab es eine Vorgängerin, geleitet von Paul Wandel, dem damaligen Kultursekretär im Sekretariat des ZK. Hans Bentzien danke ich folgende Auskunft: »Kulturkommission unter Paul Wandel wurde 1954 gegründet, ich war als Mitglied ›von der Basis‹ dabei. Sie hatte die Aufgabe, neben allgemeinen Analysen auch die vorsichtige Korrektur des 5. Plenums in Folge des Neuen Kurses nach dem 17. Juni 1953 vorzunehmen. Später wurde er deshalb abgelöst und nach China geschickt« (Brief an E. S. vom 18. 11. 2006). In der VR China war, nach Richard Gyptner, Paul Wandel unser Botschafter. Ich fand, als ich im Büro Kurella meine Arbeit aufnahm, aus der Ära Wandel nur ein Bündel überkommener Akten.

Der Kulturkommission hatte die Abteilung Kultur im Apparat des Zentralkomitees zuzuarbeiten. Weitere Ausarbeitungen, die zur Beratung standen, wurden von zuvor beauftragten Kommissionsmitgliedern vorbereitet. Was an praktischer Arbeit zu tun war, hatte ohnehin die Kulturabteilung zu erledigen. Siegfried Wagner, ihr Leiter, war zugleich Sekretär der Kommission. Er hatte viele Fäden in der Hand, gab sich aber eher subaltern.

Was tatsächlich auf der Tagung zur Verhandlung stehen würde, war auch für mich gemeinhin überraschend. Gewöhnlich hub Alfred Kurella zur Tour d'horizon an – was hat sich der Alte wieder ausgedacht? ging es mir durch den Kopf. Die Ansprachen, Diskussionsbeiträge, Beschlüsse wurden zumeist stenographisch festgehalten (Fehler inklusive) – die Protokollanten waren ausgeborgt. Es war Ehrgeiz und Ziel des Leiters der Kommission, von vielen, auch zeitraubenden Einzelentscheidungen wegzukommen und das Hauptkettenglied zu finden, was die ganze Arbeit erleichtern würde. Das war auch dringend notwendig, gab es doch – zwischen real und absurd – aus allen Teilen des Landes Wünsche, Forderungen, Vorschläge zuhauf. Das ging von der Bitte um Zuschuß für die Erfindung einer elektronischen Orgel bis zum Verlangen eines Sinologieprofessors, der, um dem Wirrwarr der verschiedenen Transkriptionen aus dem Chinesischen zu entkommen, eine Entscheidung der Parteiführung wünschte, wie künftig die Hauptstadt Chinas (und alle übrigen 430 chinesischen Silben) zu transkribieren seien. Von der allmächtigen Partei war aber auch alles zu erwarten.

Sinnvollerweise sollte die Kulturkommission nur für die große Linie zuständig sein. In meinen Augen ist das ehrgeizige Ziel nie erreicht worden und konnte es wohl auch nicht. Das ging schon damit los, daß es konkrete Aufträge der Parteiführung abzuarbeiten galt. Auch kam Unvorhergesehenes auf die Tagesordnung, wenn sich Vertreter des Kulturministeriums oder anderer Institutionen bei wichtigen Entscheidungen rückversichern wollten.

Die Mitglieder der Kulturkommission hatten durchweg ihre eigene Arbeit im Partei- bzw. Staatsapparat. Jüngere Kader brachten mit Elan Vorstellungen und Erfahrungen einer anderen Generation ein, schon auf dem Wege zu hohen zentralen Aufgaben (Hans Bentzien, Günter Witt u. a.). Fast alle leiteten wichtige Kulturinstitutionen oder waren berufene Künstler, die Mitglieder des Zentralkomitees in diesem Bereich eo ipso dabei. Auch der Freie Deutsche Gewerkschaftsbund, der für das kulturelle Leben der Arbeiter wirksam wurde und zahlreichen

Künstlern Aufgaben stellte, sowie der Kulturbund wirkten ständig in der Kommission mit.

Hinterland für die Arbeit aber war das Ministerium für Kultur, das 1958-61 von Alexander Abusch geleitet wurde. Freilich muß bedacht werden, daß Abusch, immer noch stark an den Vorgaben Johannes R. Bechers orientiert, die offizielle Parteilinie zu vertreten suchte, sich dabei oft mit Abteilungsleitern und Mitarbeitern streiten mußte, die näher an der tatsächlichen Kulturszene operierten. Im Ganzen hat das Kulturministerium die Vorgaben der Parteiführung eher moderat durchzusetzen versucht. Indessen lösten dogmatische Positionen mancher Leiter – die Kulturkommission war nicht frei davon – immer wieder einmal heftigen Widerstand von angesehenen Künstlern aus.

### *Kulturpolitiken*

In meinen Augen gab es im Lande nicht eine, sondern mehrere Kulturpolitiken. Besonders Otto Gotsche verfügte dank seiner Stellung als Sekretär, oft auch Redenschreiber Walter Ulbrichts über großen Einfluß auf die aktuelle Kulturpolitik. Besonders deutlich zeigt das die Initiative für einen »Bitterfelder Weg«. Wer sonst vermochte ein als Verlagstagung geplantes Autorentreffen (Mitteldeutscher Verlag) im April 1959 derart zum landesweiten Kulturforum zu dehnen? Wer vermochte in kürzester Zeit eine ganze Leipziger Arbeitsgruppe zur »Geschichte der sozialistischen Literatur« ins Leben zu rufen und zu bestallen (mit Haus, einem halben Dutzend Wissenschaftlern, Haushaltsplan), was, obgleich der Akademie der Künste zugeordnet, praktisch der Gründung eines Instituts gleichkam?

Eigene Vorstellungen zur Kulturpolitik gab es in fast allen Institutionen, die über einen festen Einflußbereich verfügten. Das galt z. B. für die Jugendorganisation (mit ihrer Singebewegung, mit den FDJ-Poetenseminaren). Wirkung auf die Kulturpolitik über den eigenen Bereich hinaus hatte das Volksbildungsministerium. Von hier gingen die – immer einen Zahn dogmatischer als allgemein üblich ausfallenden – kulturpolitischen Richtlinien für die Schulen, die Pionierorganisation etc. aus. Sie hatten jedoch insofern Folgen für die kulturpolitische Praxis, als die Tatsache, ob Schriftsteller oder Künstler hier gut gelitten waren oder nicht, natürlich auf die Gesellschaft zurückwirkten (Publikationspolitik, öffentliches Auftreten etc.). Zudem wurden mehr oder weniger erfolgreich die langfristigen Rezeptionsmuster für die Künste in den Schülergenerationen vorgeprägt, die das Bildungswesen der DDR durchlaufen haben. Es ging nicht zuletzt auch um eine Abschottung gegen ideologisch unliebsame Erscheinungen oder was dafür gehalten wurde. Der Volksbildung z. B. mißfiel der hübsche, geistvolle Lyrikband »Der Flohmarkt« von Peter Hacks – ich, ein Rezensent, konnte ihn zu gleicher Zeit in der Monatsschrift »Bibliothek« freudig empfehlen (nicht so im ND).

Große Bedeutung für die Kultur hatten die Massenmedien. Sie waren prinzipiell dem Sekretär für Agitation und Propaganda zugeordnet und wurden entsprechend – mit Ausnahme des Spielfilms und des Hörspiels – von der Agitationskommission, respektive der Abteilung Agitation und Propaganda, angeleitet und kontrolliert. Die Kulturkommission hatte hier nicht nur keinen Einfluß – die Agitationskommission sperrte sich gegen direkte Koordinierung und folgte in der

Auslegung der Parteitagsbeschlüsse eigenen Vorstellungen. Es gehörte zum Beispiel zu Alfred Kurellas kulturstrategischen Auffassungen, daß sich in einem künftigen zweiten Fernsehkanal ein umfassendes Bildungsprogramm entfalten müßte. Solches Bemühen hatte keine Chance, setzte sich doch, unter dem Diktat der zu erzielenden Einschaltquoten, die Orientierung auf leichtere Kost durch.

Ein eigenständiger Bereich war auch die Armee. In der NVA herrschten strenge Sitten, zugleich gab man sich nicht unentwegt eng, in einem gewissen Sinne sogar weitherzig. So fiel es zum Beispiel auf, daß in den Bibliotheken und Buchhandlungen innerhalb der Standorte oft Bücher greifbar waren, die man draußen schwer – nur als »Bückware« – erhielt. Auch mischte sich das Verteidigungsministerium nicht in die allgemeine Kulturpolitik ein, von der Forderung abgesehen, Verteidigungsbereitschaft mit Mitteln der Kunst und Kultur zu fördern.

Unter dem Gesichtspunkt der Anerkennungspolitik nahm das Ministerium für Auswärtige Angelegenheiten über die Kultur- und Bildungsinstitute im Ausland hinaus zuweilen Einfluß auf die kulturpolitische Praxis. Freilich stand man dort vor dem Dilemma, daß der Bitterfelder Weg im sozialistischen Ausland, speziell auch in der Sowjetunion, nicht verstanden, geschweige denn unterstützt wurde. Es war, wie sich zeigte, schon im Inland schwierig, diese kulturpolitischen Akzente verständlich zu machen. Gelegentlich kam es zu Reibungen auf diplomatischem Feld, wo überraschend die in aller Welt geschätzte »künstlerische Freiheit« plötzlich wenig zählte. Ausländische Vertretungen (der Sowjetunion, Bulgariens z. B.) monierten deutsche Romane. Selbst Schweden, das noch gar keine diplomatischen Beziehungen zur DDR aufgenommen hatte, wußte sich Gehör zu schaffen und intervenierte gegen einen Tagebuchtext von F. C. Weiskopf (in der NDL): ein schwedischer Prinz sei durch die Literaturzeitschrift verunglimpft worden – eine Beleidigung des Königshauses. Im Außenministerium nahm man solches ernst, weil es hier den leitenden Aspekt gab: die diplomatische Anerkennung der DDR nicht zu behindern. Ähnlich erging es in einem zentral- oder westafrikanischen Staat der Verfilmung des Kinderbuches »Nobi« (von 1955). Das Kunstwerk (nach einem Buch von Ludwig Renn) wurde dort absurderweise als rassistisch eingestuft: der Held, der den Dorfbewohnern zur Hilfe eilt, war ein Affe aus dem Urwald ... Für die Kulturpolitik der DDR hatten solche »Interventionen« natürlich keine ernstlichen Folgen. Aber es glaubten sich viele befugt, Künstler des Landes erst mal zu schelten – ob Attaché in einem Außenposten, ob Fürst einer SED-Bezirksleitung oder sonst wer.

Eine Sonderstellung nahm die Akademie der Künste ein, wo man lange Zeit hohen Wert darauf legte, oberste Instanz in Sachen Kultur in der DDR zu sein, wie es der Akademie bei ihrer Gründung zugesagt worden war. Sie beharrte auf ihrer Autonomie. Man war weniger darauf aus, Kulturpolitik zu entwickeln – was Becher immer kritisiert hat –, als zu demonstrieren, die Akademie repräsentiere die deutsche Kultur in der DDR. Viele ihrer Mitglieder wollten hier ein Forum für unterschiedliche Konzeptionen offen halten – für die künstlerische Avantgarde, neue Strömungen in der jungen Künstlergeneration, nicht zuletzt auch für sehr diffizile Persönlichkeiten. Dieses Selbstverständ-

nis der Akademie war für das Politbüro und seine Kulturkommission nicht akzeptabel. Zum Selbstverständnis der Parteiführung wiederum gehörte die Überzeugung, daß die Genossen Künstler die Politik der Partei in der Leitung und in den verschiedenen Gremien der Akademie durchzusetzen hätten. Da war ein Spannungsfeld, waren Konflikte mit führenden Künstlern – oft langjährig erfahrenen Mitgliedern der Partei – vorprogrammiert.

Freilich hatte es auch vorher schon Eingriffe der Parteiführung in den Kulturbereich gegeben, so die Aufsehen erregende Beseitigung des Wandbildes von Horst Stempel, das von 1951 bis 1953 die Halle des Berliner Bahnhofs Friedrichstraße geschmückt hatte. – Ein anderes Beispiel: Künstler und Funktionäre wurden abgestraft, die für die Aufführung der Karl-Marx-Kantate (Text: KuBa, Musik: Jean Kurt Forest) verantwortlich zeichneten. In der Auswertung vor den Künstlern hielt damals Gustav Just von der Abteilung Kultur des ZK die Anklagerede gegen das Auftragswerk des ZK, also auch gegen Kurt Barthels Text, nun als »frühes Werk mit formalistischen Elementen« geziehen – eine delikate Aufgabe für Just, waren die Verse doch, KuBas »Gedicht vom Menschen« entnommen, wenige Jahre zuvor (1949) mit dem Nationalpreis ausgezeichnet worden.

Im Auf und Ab der Kulturpolitik der DDR gab es erhebliche Unterschiede, aber zu dieser dominierenden zeitlichen Komponente trat, variierend, eine regionale. So bietet die Kulturpolitik der DDR, wie sie sich »vor Ort«, in den Bezirken, gestaltete, ein sehr differenziertes, dabei äußerst aufschlußreiches Bild und lohnendes Forschungsobjekt. Dabei spielte das persönliche Kunst- und Kulturinteresse des jeweiligen 1. Sekretärs eine nicht unerhebliche Rolle. In manchen Fällen war, zu beiderseitigem Nutzen, ein Vertrauensverhältnis zwischen Künstlern und Politikern entstanden, so, meines Wissens, in Halle (»Sindermann macht's möglich!«), in Neubrandenburg (wo Georg Ewald zusammen mit »seinen« Künstlern Uraufführung, Ausstellung, Neuausscheidung gemeinsam beging und zwanglose Diskussionsrunden geschätzt waren), in Potsdam (Kurt Seibt), in gewissem Maße auch in Rostock (Harry Tisch) usw. Es gab Künstler, die nach solchen »klimatischen« Bedingungen sogar ihren Wohnsitz änderten (so Brigitte Reimann). Ebenso gab es Stammsitze des Dogmatismus wie Leipzig unter Paul Fröhlich. Der glaubte das Landesrecht aushebeln zu müssen (und zu können), indem er sowjetische Filme, aufgeführt in der übrigen DDR, für »seinen« Bezirk untersagte. Das war schon starker Tobak. Einmal, Alfred Kurellas Amtszeit war bereits vorüber, sagte mir der Lyriker Paul Wiens: »Wie mir's kulturell geht? – Mal Hager, mal Fröhlich«. Ein Spaß, aber hier war im Kern umrissen, wie differenziert sich die Kultur (und Stimmungslage) im Land darbot. Tatsächlich konnten die Bezirksleitungen durch den Einfluß der Parteiorganisationen in ihrem Verantwortungsbereich die allgemeinen kulturpolitischen Orientierungen in gewissem Grade verändern, ja unterlaufen. Bezirkssekretäre vermochten durch ihren »direkten Draht« zur Führung, aber auch durch ihr Auftreten in ZK-Sitzungen in die Kulturpolitik hinein zu regieren, so geschehen bei der Ablösung Johannes R. Bechers als Kulturminister.

Noch immer geht mir der »Skandal« um KuBas Theaterstück »Bauernkantate« nahe, ein Auftragswerk für den Abschluß des Bauernkon-

gresses (im Frühjahr 1961) in Rostock. Zur Aufführung erschienen Walter Ulbricht und überhaupt die Parteiführung, Alfred Kurella eingeschlossen. Die lange Halle war überheizt, die Zeit für den Beginn der Aufführung überschritten. Der Abschlußbeifall – eher mäßig, man guckte nach dem Landesvater vorn. Was war passiert? Nach umfanglicher Recherche hatte der Autor ein ziemlich realistisches Bild vom Verlauf des »sozialistischen Frühlings« auf dem Lande, der vollständigen Vergenossenschaftlichung ein Jahr zuvor, gezeichnet. Aber so, bitte schön, wollten die in der großen Halle in Marienhe Versammelten, Genossenschaftsbauern und Landwirtschaftsfunktionäre, nicht erinnert werden, zumindest manche von ihnen. So wurde ein Mecklenburger ZK-Mitglied, der Vorsitzende der LPG »Freundschaft«, Genosse Ernst Wulf, vorgeschickt, bei der wenige Tage später stattfindenden Auswertung des ZK das Stück zu kritisieren, mündend in den Vorwurf, KuBa liebe die Bauern nicht. Erwartet war, daß der Kritisierte die Kritik annehme und Besserung, mehr Wachsamkeit oder sowas zusichere. Diesen Gefallen tat KuBa, ebenfalls ZK-Mitglied, den Beschuldigern nicht. Die Vorwürfe zurückweisend, verlangte er eine wissenschaftliche Analyse des Stückes. Zugleich überreichte er Wulf die Textfassung, Anstreichungen fordernd betreffs dieser »Nicht-Liebe«. Solche kritische Mitarbeit ist natürlich nie erfolgt. Nunmehr wurde die Akademie der Künste beauftragt (über die Genossen in der Akademie), mit ihrem Mitglied KuBa eine fachliche Aussprache zu führen. (Wie schwach die dabei vorgebrachten Argumente waren, kann man im Diskussionsstenogramm nachlesen, das Heiner Müller dankenswerterweise in die renommierte Akademiezeitschrift »Sinn und Form« eingereicht hat, freilich 30 Jahre nach dem Eklat ...) – Damals verlangte KuBa weiter nach einer Analyse. Nunmehr sollte die Kulturkommission den »Fall« klären und abschließen. Der Leiter der Kommission nahm das selbst in die Hand. Es kam zu einem langen, beidseits heftigen Gespräch – KuBa, ein »Michael Kohlhaas«, forderte die versprochene Analyse. Alfred Kurella suchte entnervt nach einem Schlußpunkt: »Genosse KuBa, alles muß doch ein Ende finden. Man muß auch mal eine Kröte runterschlucken ...« – »Wenn du das kannst, Kröten schlucken, dann schluck. Ich kann es nicht«, so KuBas Antwort. Dieser Ton, einem Genossen der Parteiführung gegenüber, war ungewöhnlich, aber bei einem wie KuBa nicht überraschend. – Für die beteiligten Genossen im Apparat des ZK, die das Stück, nach Landessitte, vorher »abgenommen« hatten, waren die Konsequenzen folgenreich: Parteistrafe, Mißbilligungen. Der Verantwortliche dieser Gruppe, Jochen Mückenberger (stellv. Leiter der Abt. Kultur), wurde schließlich aus dem Mitarbeiterstab des ZK entlassen und – zum Generaldirektor der DEFA bestimmt, um sich in der Praxis zu bewähren (nach bürgerlichen Maßstäben eine glatte Beförderung). Tatsächlich hatte KuBas zupackende, auch konfliktreiche »Bauernkantate« an zu frische Wunden gerührt. Uns hatte das Stück, mochte es Mängel haben, gut gefallen. Ich sage uns, weil ich aus Interesse an dem Dichter und seinen Arbeiten schon an jenem Sonntag mit nach Rostock zur Generalprobe gefahren war. Jochen M. aber hielt es nicht für richtig, mich in den Strudel, der über die Begutachter lostobte, hineinzuziehen. Zu retten war da nichts.

### *Hoffnung*

Kurellas Hoffnung, die teils einander widerstrebenden Kulturpolitiken durch die Kulturkommission koordinieren zu können, sie zusammenzuführen zu einer Gesamtstrategie und dadurch Reibungsverluste zu verringern, erwies sich als illusorisch. Aber wäre das, heute noch einmal bedacht, wirklich erstrebenswert gewesen? Jedenfalls hatte die Kulturkommission keine umfassende Entscheidungs- und Weisungsbefugnis, sondern nur das Recht, die Parteiführung in kulturellen Angelegenheiten zu beraten und deren Entscheidungen vorzubereiten. Zu so gravierenden Dingen wie der Sprengung der Schinkelschen Bauakademie in Berlin oder der Garnisonskirche in Potsdam ist sie, meines Wissens, nie gefragt worden. Angesichts der heftigen Interventionen von verschiedenen Seiten übernahm Kurella Walter Ulbrichts Argumentation, daß jedes selbstbewußte Zeitalter eigene Akzente zu setzen habe.

Andererseits hatte die Kommission zu ihr übertragenen Aufgaben interne Festlegungen zu treffen und damit dem Politbüro bzw. Sekretariat des ZK Probleme vom Hals zu schaffen. Immerhin, Alfred Kurella war 1958 zum Kandidaten des Politbüros und Sekretär des ZK der SED gewählt worden, ein hochrangiges Amt für einen kulturpolitisch Verantwortlichen, aber ohne eigentliche Entscheidungskompetenz. Darin mochte sich die Absicht spiegeln, wohl vor allem die Walter Ulbrichts, eine Institution zu haben, die außerhalb der eingespielten Apparate agierte und nur der direkten Weisung der obersten Ebene zugänglich. Dazu paßt, daß ein Mann zum Leiter gewählt wurde, der über kulturelle Kompetenz verfügte, auch Bindungen zur sowjetischen Kultur hatte, der aber weder in staatlichen Institutionen noch im »Apparat« eine Hausmacht besaß – die Lehrstühle »Kunst und Literatur« in der Akademie für Gesellschaftswissenschaften beim ZK der SED (von Prof. Hans Koch geleitet) und für »Kulturpolitik der SED« in der Parteihochschule »Karl Marx« (Leitung: Prof. Marianne Lange-Büschel) hatten zwar kluge Leute, aber keine mächtigen. Das alles bedeutete Isolierung. Sie wurde dadurch verstärkt, daß Alfred Kurella zögerte, seine Pankower Wohnung aufzugeben und zu den anderen Genossen der Parteiführung nach Wandlitz umzusiedeln, was erst Mitte Juni 1962 geschah. Wahrhaftig, ein König ohne Land (und nur noch, das wußte er nicht, für ein halbes Jahr).

In seiner Tätigkeit als Leiter der Kulturkommission hoffte Alfred Kurella, vor allem durch Überzeugung wirken zu können – ein Konzept, das so nicht aufgehen konnte. Ihn selbst hatte eine Graphik von Frans Masereel darin bestärkt: Ohne den Lesenden Arbeiter kann keine revolutionäre Umwälzung gelingen. So unterstützte er auf dem »Bitterfelder Weg« die Orientierung auch auf die schreibenden, malenden, musizierenden Werktätigen. »Sozialistisch arbeiten, lernen und leben« die Devise. Es war zu spüren, wie ihn jede Nachricht vom künstlerischen Wirken der Laien freute, das Auftauchen von betrieblichen oder lokalen Theatergruppen usw. Nach Zeit und Möglichkeit schaute er sich Ergebnisse dieser Arbeit draußen im Land an. Kunstaussstellungen der Amateure, neue Namen in der jungen Literatur (Karlheinz Jakobs, Brigitte Reimann, Martin Viertel usw.), neue Bücher interessierten ihn, er trat in Briefwechsel mit Beginnern, die seinen Rat suchten. Dabei verstand sich Kurella durchaus als ein pra-

xisorientierter Mensch, hielt was von Initiativen von unten. Erfolge, auch bescheidene, lösten in ihm ein Glücksgefühl aus. Zugleich beharrte er auf der Anerkennung der Berufskünstler, forderte aber die Veränderung ihrer Lebensweise (vor allem durch Selbstveränderung).

Kurella plädierte für Arbeitsaufenthalte von Künstlern in der Sowjetunion, frühen Überlegungen neu folgend: bereits an der Rußlandreise des Malers und Graphikers Heinrich Ehmsen (1932/33) hatte er eine Aktie. Aber es ging ihm nicht nur um die Förderung der bildenden Künste. Auch für Schriftsteller und andere konnte die Aufnahme ungewohnter Lebenserfahrungen günstig sein. Er empfahl, für die Schaffung neuer Tänze das reiche Schrittmaterial der Kaukasusvölker zu studieren, um, sozusagen schrittweise, der Dominanz der westlichen Unterhaltungsindustrie entgegen zu wirken. Er trat entschieden für sozialistische Kulturinitiativen ein, am besten sozialismusweite. Die Erfolge dabei waren aus vielerlei Gründen gering, unübersehbar das Lächeln über so viel »Weltfremdheit«.

Die mit diesen Bemühungen verbundene, teils erbitterte Polemik gegen das, was er als Dekadenz verstand, brachte ihm Unbill, auch Feindschaft von Künstlern ein. So mochte er manchem als Zentralfigur des kulturpolitischen Dogmatismus gelten.

Andere, dazu gehören einstige Studenten vom Leipziger Literaturinstitut, danken ihm Gegenteiliges: er habe »Fenster aufgestoßen«, habe tiefere Einsicht in Lebensprozesse vermittelt, in literarische Entwicklungen in der Sowjetunion, die er als Zeitgenosse und Übersetzer wichtiger Werke begleitet hat. Konstantin Paustowskis Buch »Die Goldene Rose« (dt. 1958) – er hatte es übersetzt – galt inzwischen als Geheimtip für sensibles, undogmatisches Schreiben.

Seine Jahresbilanzen – etwas außerhalb des Protokolls – veröffentlichte er gewöhnlich in der kulturpolitischen Wochenzeitung des Kulturbundes, im »Sonntag«. Der Chefredakteur, Bernt von Kugelgen, ein Vertrauter aus Tagen des »Nationalkomitees Freies Deutschland«, kam dann Anfang Dezember mit einem großen Tonbandgerät ins ZK. Es ging vor allem, wenn ich mich recht erinnere, um die kulturpolitischen Probleme des abgelaufenen Jahres, um Pläne für die Zukunft, Rückblick wie Ausblick. In der Regel boten dabei persönliche Erfahrungen oder Begegnungen Alfred Kurellas den Ausgangspunkt, manchmal auch neue Kunstwerke, die ihn berührt hatten.

Eine erweiterte ZK-Sekretariatssitzung, zu der auch die Abteilungsleiter und die persönlichen Mitarbeiter der »Chefs« geladen waren, scheint mir symptomatisch zu sein: Das Thema, glaube ich mich zu erinnern, war frei – eine Art brain storming. Die mächtigen Wirtschaftsfunktionäre und andere traten aus ihren gewohnten Gleisen nicht heraus. Kurella nutzte die Chance, ein paar philosophisch-theoretische Probleme zur Sprache zu bringen, suchte offen zu halten, daß es über Linie und Programm hinaus Wünsche oder Sehnsüchte gibt, die vielleicht im Augenblick unerfüllbar, aber nicht von der Agenda zu streichen seien. Das stieß rasch auf Desinteresse, löste Gemurmel aus. Ulbricht, der Versammlungsleiter, klopfte mit seinem Stift auf die Tischplatte und forderte die Anwesenden auf zuzuhören. Auch solche Fragen, ungewohnte, seien wichtig. Und jeder solle seine Meinung vortragen und vortragen können.



Dieses – so sich nicht wiederholende – Meeting in der Zweiten Etage des Großen Hauses hätte ahnen lassen können, daß die Unzufriedenheit mit dem »Zurückbleiben von Kunst und Kultur« (die ewige Leier von Parteitag zu Parteitag) wie auch die Isolierung des vermeintlich Verantwortlichen offenbar zunahm.

Die Ablösung Alfred Kurellas erfolgte auf dem VI. Parteitag im Januar 1963. Sehr überraschend, sichtlich auch für Kurella selbst. Der Schlag traf. Das Coupartige dabei war mir unverständlich und war, was Alfred Kurella betraf, kränkend. Plötzlich stand er allein – wie acht Jahre später jener, der ihn 1954 in der Sowjetunion ausgelöst hatte, Walter Ulbricht. – Unmittelbar nach dieser Entscheidung war ich Zeuge einer Begegnung Kurellas mit Kurt Hager im Flur des ZK: Kurella äußerte seine Befürchtung, der abrupte Wechsel könne leicht zu Fehlinterpretation und Spekulationen Anlaß geben, was die bisherige und die künftige Arbeit betreffe. Kurt Hager bekannte, auf dem auf ihn zukommenden Gebiet der Kultur und Künste unerfahren zu sein. Er wolle sich des Ratschlages von Alfred Kurella vergewissern. Eine faire Geste. Aber die Kulturkommission war aufgelöst, d. h. mit der von Kurt Hager geleiteten Ideologischen Kommission zusammengelegt. Kurella wurde zwar Stellvertreter Hagers in dieser Kommission, aber aus dem Politbüro entlassen. Er wurde umgehend (noch 1963) Vizepräsident jener Akademie der Künste, die die heftigen Auseinandersetzungen mit Engen der Kulturpolitik geführt hatte.

Alfred Kurella verspürte schmerzhaft: Eine von ihm über Jahrzehnte vertretene Kulturkonzeption hatte ein Ende gefunden. Nun wollte er festhalten und sorgfältig darlegen, was die Auseinandersetzungen mehrerer Dezennien bedeuteten und was davon noch einmal wichtig werden könne. Er plante, wie Sonja Kurella bezeugt, »Inseln der Erinnerung«, eine Autobiographie, nahm, bis auf London, Hauptstationen seines politischen Wirkens nochmals in Augenschein: Paris, Rom, Moskau. Alfred Kurella trifft Kampfgefährten von einst, sichtet Dokumente, Geheimberichte, zu denen er Zugang erhält. Ahnt er, daß für ungeschminkte Wahrheit auf lange Zeit eine Veröffentlichung mehr als fraglich war? Dann ein Herzinfarkt (1972) – die Kraft für den umfassenden Lebensbericht war aufgezehrt. So fehlt seine detaillierte Sicht auf erregende Momente in den Klassenkämpfen des 20. Jahrhunderts, wie sie so nur wenige erlebt und überlebt haben, fehlt sein Fazit. Im Lebenswerk eine bedauerliche Lücke, Verlust auch für den Erfahrungsschatz der sozialistischen und kommunistischen Bewegung.

Vergangenheit in mildem Lichte sehen, birgt Gefahr. Abwegig ist, den Zeitgeist zu bedienen: verteufeln. Das wirkliche Leben ist vielschichtig. Versuchen wir, uns Alfred Kurellas sine ira et studio zu nähern. Uns bleiben seine Bücher. Uns bleibt vage Erinnerung. Uns bleiben die Fragen. Auch die von ihm schon 1930 aufgeworfene: »Wofür haben wir gekämpft?«